

einen Ausdruck der allmählichen Loslösung der Eidgenossenschaft aus dem alten, gesamtschwäbischen Verband.⁹

Die beiderseits gepflegten Ressentiments, zu der sich zusätzlich noch die wachsende Konkurrenz zwischen schweizerischen Söldnern und schwäbischen Landsknechten gesellte, waren auch eine Fortsetzung des eidgenössisch-habsburgischen Antagonismus: Der Begriff «Schwaben» implizierte am Ende des Mittelalters in politischer und sozialer Hinsicht «Österreich».

Freilich war die «mentale Frontline» keine scharfe. Die Eidgenossen hatten aufgrund ihrer prononcierten Gegnerschaft zum Adel im Schwäbischen, vor allem unter den Bauern, bis zu einem gewissen Grad aber auch in den Städten, durchaus Sympathisanten. Umgekehrt existierte in der Eidgenossenschaft eine gar nicht kleine prohabsburgische Partei, vor allem in den Städteorten. Wenn es auch nicht zulässig ist, den österreichisch-eidgenössischen Gegensatz auf das Aufeinanderprallen der adelig-feudalen Vorstellungen des Hauses Habsburg und seines aristokratischen Umfelds auf der einen und des genossenschaftlich-oligarchischen Prinzips der Länder- und Städteorte der Eidgenossen auf der anderen Seite zu verkürzen, so darf die ideologische Komponente des Konflikts, die sich aus unterschiedlichen rechtlichen, politischen und sozialen Gegebenheiten entwickelte, nicht ausser Acht gelassen werden.

Die Eidgenossenschaft hatte Habsburg-Österreich zwar gegen Ende des 15. Jahrhunderts aus dem Gebiet der heutigen Schweiz weitgehend verdrängt, eine endgültigen Abgrenzung der Interessenzonen war aber noch nicht erfolgt. Die Eidgenossen entwickelten nämlich eine Bündnispolitik, die sich über den Rhein nach Norden in den Südschwarzwald erstreckte sowie ins Oberelsass und nach Oberschwaben ausgriff. Andererseits hatte man österreichischerseits die Hoffnung auf Revidikationen nicht ganz aufgegeben.

Eine weitere Konfliktzone lag in Graubünden, wo Österreich im Verlauf des 15. Jahrhunderts zusätzlichen Besitz erworben hatte. Die habsburgische Präsenz in Churrätien führte nicht nur zu lokalen Rei-

ereien, sondern wirkte sich auch auf die «grosse» Politik aus. Für Maximilian besass Graubünden als Verkehrslandschaft beträchtliche Bedeutung, es ging um die Verbindung zum Herzogtum Mailand, seinem wichtigsten Verbündeten gegen Frankreich. Umgekehrt animierte Frankreich die Eidgenossen zu einem intensiveren Engagement im Bündner Raum, um die habsburgische Italienpolitik zu behindern.¹⁰

Zu den Spannungen, die aus überlappenden Interessensgebieten resultierten, kam ein erheblicher Machtzuwachs des Hauses Habsburg, der die Eidgenossen beunruhigte. Maximilian¹¹ hatte sich aufgrund seiner Ehe mit Maria von Burgund, wenn auch nach langen Kämpfen, einen beträchtlichen Teil des burgundischen Erbes sichern können und damit der österreichischen Politik im Westen eine völlig neue Perspektive eröffnet.

Ein weiterer Faktor war ein hochwirksames Bündnis, das Kaiser Friedrich III., der Vater Maximilians, 1487/88 zur Abwehr nach Westen gerichteter bayerischer Expansionsbestrebungen ins Leben gerufen hatte. Diesem «Schwäbischen Bund»¹² traten im Frühjahr des Jahres 1488 die meisten oberschwäbischen Reichsstädte, zahlreiche Klöster, die Ritterschaft, Graf Eberhard von Württemberg und Herzog Sigmund von Österreich als Herr Tirols und der habsburgischen Vorlande bei. Angesichts dieses mächtigen Bündnisystems söhnten sich die Wittelsbacher mit dem Kaiser aus. Der Schwäbische Bund erfüllte aber nicht nur seinen vordergründigen Zweck als Instrument zur Abwehr der bayerischen Expansionspolitik, sondern er entwickelte sich in weiterer Folge zu einem recht verlässlichen ausführenden Organ für Maximilian, der nach dem Tod seines Vaters, Kaiser Friedrichs III., im Jahr 1493 die gesamte habsburgische Hausmacht in seiner Hand vereinigte. Die Konkurrenten Österreichs hatten berechtigten Anlass zur Sorge. Insbesondere die Eidgenossenschaft fühlte sich vom Schwäbischen Bund in ihren Interessen beeinträchtigt, aber auch unmittelbar bedroht. Vor allem die starke Position, die der traditionell antieidgenössische Adel im Schwäbischen Bund einnahm, machte ihn den Eidgenossen suspekt. Umgekehrt musste Maximilians